

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 21 (1937)
Heft: 7-8

Artikel: Von der Mundartbewegung : was geht in Sache?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
4 franken, mit Beilage 7 franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küssnacht
(Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küssnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küssnacht (Zürich). — Druck: E. Flück, Bern.

Hermann Hesse,
geboren am 2. Februar 1877,
zum sechzigsten Geburtstag.

Hermann Hesse, vom Vater her als Schwabe von einer westschweizerischen Mutter geboren, früh Schweizer geworden, dann zum Reich zurückgekehrt und endlich wieder Schweizer geworden und im Tessin ansässig, — ein merkwürdiger Lebenslauf — ist trotz allem, oder vielleicht gerade deshalb, ein guter Schweizer, Deutscher und Europäer. Die Gedenkzeichen zu seinem sechzigsten Geburtstag haben namentlich dem Dichter, dem geistigen Gestalter gegolten; unsere Sache ist es, vor allem dem Sprachkünstler — was nicht ganz dasselbe ist — zu danken für die sorgfältige Pflege seiner Muttersprache. Hat er sich doch nicht gescheut, in der Forderung nach Sorgfalt in der sprachlichen Form „herabzusteigen“ bis zur Verteidigung des — Strichpunkts, der offenbar im Schwinden oder, zeitungsmäig ausgedrückt, „auf dem Aussterbeätat“ ist, und zur Brandmarfung des zeitungsschreiberlichen Unfugs, jedes überfahrene Huhn als Opfer eines „tragisch“ genannten Unglücks hinzustellen.

Er empfange auch unsern herzlichen Glückwunsch.

Von der Mundartbewegung.

Was geht in der Sache?

Baers „Sprach-Biwegig“ hat ihre „Statute“ vom 25. April 1937 in einer „überordnete Gäneralversammlung“ vom 18. Juni bereits „revidiert“ und nennt sich jetzt wieder „Schproch-Biwegig“. Daß sich dabei die Schreibweise auch sonst noch mehrfach verändert hat, daß z. B. die früheren „Chremitglider“ zu „Ceremitglider“, die „Lehrmittel“ zu „Leermittel“, „Jahr“ zu „Jaar“ usw. geworden, ist begreiflich; weniger stark leuchten einige Unstimmigkeiten innerhalb der neuen Satzungen ein: Zweck der „Schproch-Biwegig“ sei, unserer Mundart die Geltung einer „Schriftsprach“ zu verschaffen; das lange i wird in „Schwizer“ nur mit i wiedergegeben, in „Schrybwys“ und „Ukümpft“ aber mit y (und an einem Mundartabend hielt jemand laut öffentlicher „Vlaadig“ einen Vortrag über „Schwiizertüütsch“ mit zwei i); das „Dreyviertelsmeer“ der „Gäneralversammlung“ hat ein y, das „Zweidrittelsmeer“ „nur“ ein i. Doch das sind Kinderfrankheiten und Kleinerlichkeiten. Merkwürdiger ist schon, daß sich ein ursprünglich eifriger Anhänger Baers, der

sich noch merkwürdigerer Weise „Henri“ Schüüz nennt, bereits von seinem Meister getrennt und einen „Bund für ne näui šwizerotografi“ gegründet hat (der Jahresbeitrag ist auf 1 Fr. festgelegt); er will festhalten an der Schreibweise, die Baer selber zuerst geübt, dann aber offenbar auf den Rat besonnener Leute geopfert hat. Noch wichtiger aber ist, daß das Ziel der „Biwegig“ schon etwas vorsichtiger gefaßt ist. In der ersten Fassung hieß es, daß die „schweizerisch-alimannisch Muetersprach . . . näbet em Hoochtütsche-n as schweizerisch Schriftsprach anerhännt“ werden solle; jetzt soll sie „näbet em Hoochtütschen as schweizerisch Schriftsprach au wider pruecht und mee anerhännt wärde“. („Au“ und „mee“ von uns gesperrt!) Man ist also gegen das Schriftdeutsch schon etwas duldsamer geworden. Art. 3 erklärt es als Pflicht der Mitglieder, mit Deutschschweizern auch schriftlich „so vill as mögли“ in der Mundart zu verkehren (auch in Geschäftsbüchern?), sobald einmal eine einheitliche Schreibweise für alle Mundarten festgesetzt sei. Bezeichnenderweise fehlt jetzt der Schlussatz der ersten Fassung dieses Artikels, daß dieser Verkehr vorläufig in der Ortsmundart des Schreibers zu geschehen habe, später in der einheitlichen schweizerischen Schriftsprache; sobald diese einmal geschaffen sei. Von einer noch zu schaffenden schweizerischen EinheitsSprache (die auch unsere Welschen „lernen müßten“) ist also nicht mehr die Rede! Viel Wasser im Wein! — In einem „Aktions-Programm“ (wo man ebenfalls auf den Widerspruch in der Schreibweise stößt: „Schproch-Biwegig“ und „Muetersprach“) wird die Regelung der Schreibweise für alle Ortsmundarten verlangt, ferner ein Leitfaden, ein Wörterbuch, eine Zeitschrift, eine Sammlung der besten mundartlichen Geschichten, Verse und Lieder, eine mundartliche Beratungsstelle — das für die nächsten zwei Jahre. Daneben will man bei Volk und Behörden alle Hebel ansetzen, daß im Rundsprach zuerst schweizerdeutsch angefragt und immer so gesprochen werde, wenn die Sendung nicht gerade für unsere anderssprachigen Landsleute oder für das Ausland bestimmt sei. (Schriftdeutsche Sendung bedeutet also: Ausland, horche auf uns!). Ferner soll im Militärdienst mehr Mundart gesprochen werden, auch im dienstlichen Verkehr der Offiziere, nur im „Kumando“ nicht. Die Schulen sollen ihre Lehrpläne zugunsten der Mundart ändern: gewisse Fächer, wie Religionsunterricht, Schweizergeschichte, Gesang, Handarbeits- und anderer praktischer Unterricht seien schweizerdeutsch zu erteilen; ferner soll (offenbar außerdem!) noch eine Wochenstunde der Mundart abgetreten werden „bis zur Maturität“. Predigt und Unterweisung, „Grichtsaudiänze“, Eingaben

und andere Briefe an Behörden, Verhandlungen von Kanton- und Gemeindebehörden, öffentliche Ansprachen bei Festen und Feiern: alles schweizerdeutsch. In Theater und Konzert mehr Mundart als bisher! Keine Einbürgerungen mehr ohne Kenntnis der Mundart! Jedes Mitglied verpflichtet sich u. a., seine Mundart rein zu halten und zu verbessern durch das Lesen guter Mundartbücher, hauptsächlich solche zu verschenken und von seiner Ortszeitung und von Unterhaltungsblättern monatlich wenigstens einen schweizerdeutschen Beitrag zu verlangen.

Bon diesen Vorschlägen sind uns einige durchaus willkommen; die meisten freilich scheinen uns übertrieben, aber wir können ruhig abwarten, ob die Bäume wirklich in den Himmel wachsen wollen. Den Himmel selber hat ja wie gesagt Baer schon bedeutend tiefer gehängt. Seine einheitlich alemannische Schriftsprache hat unterdessen ein ehemaliger pfarrherrlicher Amtsgenosse, der Herausgeber des „Demokraten“ (10. 7. 37), einen „Greuel“, ein „ausichtloses Unterfangen“ eines „lieben und sonst harmlosen Kollegen“ genannt und, seinerseits übertreibend, gedruckte Mundart überhaupt abgelehnt. Die geschickt aufgezogenen Zürcher Mundartabende mögen vorläufig gut besucht werden und wirklich beitragen zur höheren Wertung unserer Heimatsprache, und wenn dabei ein weibliches Mitglied der „Biwegig“ „Chostproöbe“ einer Uebersetzung von „Gopfried Chällers“ Ursula vorliest, so ist das ein harmloses Vergnügen; wenn wir aber erst „jetzt“ gerührt wären von dieser Geschichte, wie man in einem Bericht lesen konnte, so wäre das, wie die „Neue Basler Zeitung“ mit Recht erklärt, ein Armutssymbol. Dass in jenem Berichte der Dichter sogar „Göpfi“ genannt wurde, war eine arge Geschmacklosigkeit *).

Guggenbühl's Schrift, die wir in Nr. 5/6 und in der N. 3. 3. in der Absicht als läblich, in der Ausführung als etwas oberflächlich beurteilt haben, ist, wie gesagt, allgemein gut aufgenommen worden. Der Berichterstatter der „Tat“ (9. 4. 37) wiederholt vor allem des Verfassers Wort, wir Deutschschweizer seien „ein Volk von Stumm“en. Den meisten von uns dürfte aber neu sein, dass in der Schweiz zu wenige redet wird. Also redet, Schweizer, redet! Aber dann schimpft nicht mehr über die „ausländischen Schnörewagner“! In der „Heimatschutz“-Zeitschrift (Mai) werden in freundlichem Tone einige Bedenken geäußert; gründlicher scheint uns Dr. Häne in Einsiedeln im Maiheft der „Schweizer Rundschau“ die Sache zu behandeln, wenn er schreibt (mit grundsätzlicher Zustimmung abgedruckt in den „Nationalen Heften“ (Juni), die Guggenbühl's Schrift als einen Ausdruck des „geistigen Dilettantismus“ erklären):

Es ist falschverstandener Patriotismus, der das Hochdeutsche in den Rang einer Fremdsprache zurückdrängen will. Und ebenso falsch ist es, dem Hochdeutschen den Namen „Reichsdeutsch“ aufzubrummen. ... Wir wollen einen guten Kampf nicht mit schartigen Waffen führen. Das Hochdeutsche „reichsdeutsch“ zu nennen, beruht auf einer Verkenntnung der Dinge. ... Das Hochdeutsche ist nicht die Sprache irgend eines deutschen Stammes oder gar das gemeinsame Idiom der Reichsdeutschen, das wir Schweizer angenommen haben, als Einführartikel, der Not gehorchend. ... Jeder deutsche Dialekt hat zu seiner Bildung beigetragen, auch unser schweizerisches Hochalemannisch. Somit darf der Kampf für die Mundart nicht zu einem Kampf gegen das Hochdeutsche werden.

*) In Nr. 5/6 haben wir berichtet über eine Winterthurer Versammlung, an der Baer „unflätig“ gesprochen habe. Baer legt Wert darauf, dass man das nicht etwa so auffasse, dass er „gezotet“ habe. Davon kann keine Rede sein; seine Ausdrucksweise war nur von unappetitlicher Derbheit. Bei der Gelegenheit sei auch berichtet, dass sein dortiger „Adlat“ nicht frei war, sondern dessen Stellvertreter Schmid.

Ungefähr gleich weit wie Guggenbühl möchte Prof. Dieth gehen. Der Vortrag, den er vor den Schweizer Schriftstellern gehalten, ist im „Geistesarbeiter“ (Januar- und Februarheft) erschienen; wir werden uns ein andermal im einzelnen mit ihm auseinandersetzen; für heute nur soviel: Der von der N. H. G. eingesetzte, von Dieth geleitete Ausschuss für eine einheitliche mundartliche Rechtschreibung hat in sechs langen und mühevollen Sitzungen seine Arbeit beendet; die Vorschläge müssen noch in bereinigte Form gefasst und können hoffentlich das nächste Mal besprochen werden. Dass Dieth einmal in der N. 3. 3. (2. 7. 37) der Öffentlichkeit über Stand und Gang der Mundartbewegung Bericht erstatten wollte, lag nahe; dass er aber dabei die Gelegenheit zu einem Angriff auf unseren Sprachverein ergreifen zu müssen glaubte (wenn ihm das nicht gar die Hauptfache war), war durchaus unangebracht. „Ausgerechnet vom Deutschschweizerischen Sprachverein“ sei er im Stich gelassen worden; geradezu „verheerend“ hätten wir gewirkt mit unserer Gewohnheit, schlechtes Schweizerdeutsch in öffentlichen Reden bloßzustellen, statt in unserem „Mitteilungen“ zu sagen, wie man es hätte machen sollen; unsere Haltung in dieser Sache sei „approbrates Gift“ *). Dann nimmt er uns übel, dass wir es mit jenen Zürcher Schulmännern gehalten haben, die seine Vorschläge, z. B. die Verschiebung der schriftdeutschen Unterrichtssprache von der dritten in die vierte Klasse, fast einstimmig abgelehnt haben; da versteigt er sich sogar zu dem Satze: „Unser Bemühen um ein ordentliches Schriftdeutsch wird solange eitel sein, als wir in unserer eigenen Mundart nicht fester sitzen“. Dazu ist zu sagen: Unser Bemühen um ein ordentliches Schriftdeutsch ist bis jetzt durchaus nicht eitel gewesen! Das ist eine schwere Verkenntung der Leistung unserer Volksschule. Nicht nur der Schweizer Lehrer und Gelehrte, auch der Kaufmann und der Techniker und andere, die die Schriftsprache einigermaßen beherrschen müssen, sind bis jetzt mit ihrem in der Volksschule erworbenen „unordentlichen“ Schriftdeutsch auch im Ausland, sogar in Deutschland, ganz ordentlich durchgekommen. Natürlich ist noch vieles zu verbessern; mit der „Beherrschung“ einer Schriftsprache wird man überhaupt nie fertig. Die schwächste Seite war bis jetzt die Aussprache, aber auch sie ist in den letzten Jahrzehnten dank den Bemühungen der Volksschule und der Vereine für Redeschulung viel besser geworden. (Prof. Dieth findet diese Bemühungen freilich überflüssig!) Und vollkommenes Schriftdeutsch spricht und schreibt das Volk in keinem Teil des deutschen Sprachgebietes (welches Volk „beherrscht“ überhaupt seine Schriftsprache?). Dieth will freilich mit seiner Verstärkung der Mundartpflege gerade der Schriftsprache zu Hilfe kommen. Ist aber zu erwarten, dass z. B. die schriftsprachliche Rechtschreibung besser werde, wenn der Erstklässler neben der schriftdeutschen Schreibweise „Vater, Jahr, Mohr, mehr“ noch die mundartliche Schreibung fatter, jaar, moor, meer (in gleicher Bedeutung wie Mohr und mehr) lernen

*) Der Ausdruck „approbat“ ist vollkommen neu und steht in keinem Nachschlagewörterbuch. Entweder ist dem Verfasser damit eine sprachliche Neuschöpfung gelungen oder eine Verwechslung von zwei Fremdwörtern: „probavit“, d. h. geprüft, bewährt (oft gebraucht von Heilmitteln, die ja manchmal als Gift bestehen), von lat. probatum (bekannt aus der Formel „probatum est“) und „approbiert“, d. h. ebenfalls geprüft, anerkannt, aber nicht von Einzeldingen gebraucht, sondern von Verfahren, auch von Menschen; z. B. gibt es in Appenzell approbierte und nicht approbierte Ärzte. Wir fürchten, es handle sich um eine Verwechslung; es kann eben auch einem „approbierten“ Professor ein Verehen unterlaufen, wenn er die „probaten“ Ausdrucksmitte seiner Muttersprache verschmäht.

muß? — Wir suchen die im ganzen erfreuliche Mundartbewegung in verhüntigen Grenzen zu halten; das hält Prof. Dieth für „Sabotage“ seines Unternehmens. Jedenfalls hat er mit seiner Anprangerung des Sprachvereins diesem Verein mehr geschadet als dieser Verein der Mundart. Wir haben ihm natürlich geantwortet (N. Z. Z. 1259, 12. 7. 37).

In den „Schweizer Monatsheften“ (April) macht Blocher mit Recht darauf aufmerksam, daß Dieths und ähnliche Forderungen einen *Abbau am sprachlichen Bildungsstand der deutschen Schweiz* bedeuten, der nach Ansicht der Handels- und Gewerbekreise und der höhern Schulen eher aufgebaut werden sollte. Die Sache habe auch ihre wirtschaftliche Seite. Baer, Dieth, Guggenbühl fußen auf der Voraussetzung der Ausscheidung der Schweiz aus dem Wirtschaftsverkehr der Welt. Sobald die Krise einmal überwunden sei, die chinesischen Mauern, die heute alle Staaten um sich ziehen, einmal fallen, und der Weltverkehr wieder in Gang kommt (was wir außer Baer wohl alle wünschen), werde sich das Bedürfnis nach schriftsprachlicher Bildung des Deutschschweizers wieder stärker zeigen. Wohl ihm, wenn er dann den Anforderungen des Weltverkehrs gewachsen und nicht vor lauter Mundartpflege zurückgeblieben ist.

In der Schaffhauser „Arbeiterzeitung“ (4. 6. 37) lehnt Ernst Bührer in einer „pädagogisch-politischen Betrachtung“ Baers Plan als unnötig und unwirksam ab mit der richtigen Begründung, die Behauptung unserer Selbstständigkeit und Eigenart sei nicht eine Frage der Sprache, sondern des politischen Bewußtseins und Wollens. Er verlangt, daß in der Schule weniger geschrieben, sondern mehr geredet werde. „Man muß die Leute reden lernen“ (*). Man müsse den Kindern Gelegenheit geben, die Sprache, in der sie schreiben (und das kann nach seinen eigenen Worten nur das Schriftdeutsche sein), auch zu sprechen; da aber die gesprochene Sprache für weitaus die meisten Schüler die Mundart sei, so sollte die Schule — mehr Mundart sprechen lassen. „Dunkel war's, der Mond schien helle“.

Vom Vaterunser oder Unservater.

Ich wurde kürzlich gefragt, wie es komme, daß die und die Selte in Zürich im Gottesdienst das Unservater nicht zu Ende bete, sondern abschließe mit der Bitte: Erlöse uns von dem Bösen. Darauf hatte ich zu antworten, daß diese kürzere Form des ältesten Gebetes der Christenheit auch in der katholischen Kirche üblich sei und ebenso auf die Bibel zurückgehe wie die bei den Protestantenten gebräuchliche, die den sieben Bitten als Abschluß den Lobpreis Gottes beifügt: denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Dieser Schlussatz fehlt nämlich im Evangelium des Lukas, er steht allein im Evangelium des Matthäus, in vielen der alten handschriftlichen Bibeln ist er überhaupt nicht zu finden, demgemäß auch nicht in der alten lateinischen Ueberzeugung, die für die römisch-katholische Kirche maßgebend ist. Die protestantischen Kirchen dagegen, wie auch die griechisch-katholischen des Ostens, haben ihn aufgenommen, und so kommt es, daß wir in der Christenheit zweierlei Vaterunser haben. Selbstverständlich

*) Daß das kein Druck-, sondern ein Sprachfehler ist, beweist die mehrfache Wiederholung. Wer öffentlich „pädagogisch-politische Betrachtungen“ anstellt, sollte allerdings den Unterschied zwischen lernen und Lehren kennen; daß Lernter aber nicht durch vermehrten Gebrauch der Mundart, sondern die Schule muß es ihn im schriftsprachlichen Unterricht lehren.

ist das bloß verschiedener Brauch und nicht Gegenstand des Streites. Immerhin ist in der Vergangenheit dem theologisch nicht gebildeten Kirchenvolk der Unterschied aufgefallen, und es hat sich diesen und jenen Spruch dazu gemacht. So weiß unser Schweizerisches Idiotikon von einer volkstümlichen Redensart: „Uni Saft und Chraft, wie 's katholisch Batterunser“. Das entspricht der nicht auszurottenden volkstümlichen Meinung, daß die Wirkung eines Gebetes mit seiner Länge wachse, einer Meinung, die bekanntlich der Heiland selbst einen Irrtum der Heiden genannt hat; „sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen“, sagt er von ihnen.

Noch mehr hat aber ein anderer, inhaltlich belangloser Unterschied des reformierten und des katholischen Wortlautes die Volksmeinung in der deutschsprechenden Christenheit beschäftigt, nämlich der Anfang: Unser Vater oder Vater Unser. Was hat es damit auf sich? Im Griechischen, der Ursprache des Neuen Testamentes, stellt man das besth-anzeigende Fürwort nicht voran, sondern hinter das Hauptwort, also: Vater unser (das ist: Vater von uns), Name dein, das Brot unser das tägliche. Da diese Wortstellung auch in der lateinischen Ueberzeugung beibehalten und gut lateinisch ist: Pater noster, nomen tuum, panem nostrum, so haben die deutschen Katholiken sie, wenigstens für den Anfang des Gebetes, festgehalten und sagen bis heute: Vater Unser. Manchem Reformierten will das wie ein recht ärgerlicher Sprachfehler vorkommen, aber undeutsch ist es nicht; in der Dichtung können wir ja ganz gut sagen: die Mutter mein, der Name dein, und in der ältesten deutschen Bibelübersetzung, der des Gotenbischofs Wulfila, stand: *Alta unsar . . . namo thein*. Auch die Lutheraner in Deutschland sind bei Vaterunser geblieben; sie halten sogar sehr darauf, und als ich einmal einen lutherischen Pfarrer im Gottesdienst vertreten mußte, bat er mich, „Vater Unser“ zu sprechen, weil die Leute sonst meinten, es sei mit diesem lutherischen Gottesdienst nicht ganz in Ordnung. Nur die echten Reformierten, also vor allem die reformierten deutschen Schweizer, sind zu der dem heutigen Sprachgebrauch entsprechenden Wortstellung: Unser Vater übergegangen. Deshalb galt bei uns in den vergangenen Jahrhunderten dieser unbedeutende Unterschied der Wortstellung für ein Kennzeichen der zwei christlichen Bekennnisse. Man bediente sich seiner gerne, wenn man nicht zu deutlich von der Verschiedenheit der Bekennnisse reden wollte. So antwortet (in einer Erzählung) ein Mädchen einem jungen Zürcher und an gehenden „Diener des göttlichen Wortes“ auf seine Liebeswerbung: „Ich bete halt Vaterunser“, will sagen: ich bin aus katholischer Familie, und einem Wanderer auf der Landstraße wird etwa die Kantonsgrenze mit den Worten gezeigt: „Dört äâne bätte si scho Batterunser“. Vor gemischter Ehe aber warnt ein (im Idiotikon erwähnter) Spruch: „S'isch nid guet, wemme zweierlei Batterunser unter einer Decki hättest.“

All das zeigt uns, wie verbreitet einst als Volksitte der Gebrauch des alten Christengebetes gewesen ist. Für alles mögliche mußte der heilige Wortlaut herhalten, z. B. als Zeitmaß: „ein Vaterunser lang, etwa zwei Vaterunser lang“. Aus Zürich berichtet das Idiotikon: „D'Eier muß men es Batterunser lang la süde“. Auch die Franzosen kennen le pater als Zeitmaß. Die Spanier sagen gern für „in einem Augenblick“: en un decir Jesus, d. h. in der Zeit einmal „Jesuses“ auszurufen.

Wieder etwas anderes ist es, wenn es im Wallis heißt: „enander ds Batterunser hätte“, im Sinne von: einander mit eifriger, ununterbrochenen Worten auszanken. Hier